



Pit Wahl (Hg.)

Kinder kriegen und andere Kulturen des Weitergebens



Beiträge zur Individualpsychologie

Band 43: Pit Wahl (Hg.)
Kinder kriegen und andere
Kulturen des Weitergebens

Pit Wahl (Hg.)

Kinder kriegen und andere Kulturen des Weitergebens

Vandenhoeck & Ruprecht

Mit 34 Abbildungen und einer Tabelle

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-40604-6

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

Umschlagabbildung: Kathrin Brömse, »Was bisher geschah« (2011)

© VG Bild-Kunst, Bonn 2017

© 2017, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,

Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen/

Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.

www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Inhalt

Vorwort	7
<i>Elisabeth Fuchs-Brüninghoff und Pit Wahl</i>	
Spuren hinterlassen – Weiterleben durch Weitergeben	13
<i>Stephan Borrmann</i>	
Wissen um Wasser und Atmosphäre: Welchen Planeten geben wir weiter?	45
<i>Monika Huff-Müller</i>	
Mein verschlossener Körper: »Ich will ein Kind – öffnen Sie ihn!«	81
<i>Bettina Schubert</i>	
Geteiltes Kloster – gewonnene Entwicklung	100
<i>Alexandra Schmidt</i>	
Innerfamiliäre Tötungsdelikte – Trauma und Konsequenzen für die Jugendhilfe	117
<i>Norbert Winkler</i>	
Zwischen Chaos und Kinderwunsch – Behandlung einer Patientin mit multipler Persönlichkeitsstörung	143
<i>Gertraud Butzke-Bogner</i>	
»Was bisher geschah« – kreative Traditionen in einer Künstlerfamilie	161

Gerd Wördehoff

... Vater sein dagegen sehr! Mann- und Vatersein – quer durch die Menschheitsgeschichte bis heute	192
--	-----

Marion Werth und Norbert Winkler

Menschen in der DGIP. Interview mit Anna Zeller-Breitling, Jennifer Lamberty und Stefan Nauenheim	211
--	-----

Die Autorinnen und Autoren	247
----------------------------------	-----

Personenverzeichnis	249
---------------------------	-----

Stichwortverzeichnis	254
----------------------------	-----

Vorwort

Menschen haben ein Bedürfnis nach Generativität. Sie sind kreativ tätig, um etwas von sich und den eigenen Werten an nachfolgende Generationen weiterzugeben. Dabei sind sie sowohl im biologischen Sinn reproduktiv – das heißt, sie zeugen Kinder, versorgen, erziehen und begleiten sie – wie auch sozial: Sie schaffen und hinterlassen materielle, ideelle und kulturelle Werte, die sie an die Nachgeborenen weitergeben. So drücken sie ihr Bedürfnis aus, in der Welt Spuren zu hinterlassen.

Im vorliegenden Sammelband wird dieses Themenspektrum unter dem Titel »*Kinder kriegen und andere Kulturen des Weitergebens*« aus ganz unterschiedlichen Perspektiven betrachtet und aufbereitet. An welche wissenschaftlichen Diskurse knüpft das Phänomen der transgenerationalen Weitergabe an? Welche (Um-)Welten geben die aktuell in der Verantwortung stehenden Erwachsenen an »ihre« Kinder weiter? Welche Herausforderungen stellen sich im Rahmen einer analytischen Psychotherapie, wenn es um die Entwicklungsaufgabe einer gelingenden Elternschaft, das heißt im wahrsten Sinne des Wortes um das »Kinderkriegen«, geht? Wie haben sich die generativen Aufgaben im Laufe der Zeit verändert und was bedeutet es, in unseren unübersichtlichen heutigen Zeiten, Mutter und Vater zu sein? Lässt sich so etwas wie eine generative Form der Weitergabe in einer Künstlerfamilie erkennen, wenn man die Werke eines Urgroßvaters mit denen seiner Urenkelin in einen Dialog bringt? Inwieweit können individuell initiierte Bildungsprojekte als Ausdruck einer Kultur des Weitergebens betrachtet werden?

Auch wenn nicht alle Tagungsbeiträge einbezogen werden konnten, werden in der hier vorgenommenen Zusammenstellung von Beiträgen vielfältige Facetten des Potenzials menschlicher Generativität aus psychoanalytischer und tiefenpsychologischer Sicht beleuchtet.

Elisabeth Fuchs-Brüninghoff als Beraterin und *Pit Wahl* als Psychoanalytiker führen in das Tagungsthema ein und nähern sich dem Phänomen der transgenerationalen Weitergabe zunächst über eine Reflexion des wissenschaftlichen Begriffs der *Generativität*. Sie beziehen sich auf die Theorien des Psychoanalytikers Erik Erikson, des Schweizer Familiensoziologen Kurt Lüscher und auf die individualpsychologischen Ausführungen Alfred Adlers und identifizieren dann zentrale psychische Mechanismen, die im Erziehungsprozess und den Interaktionen zwischen Vor- und Nachgeborenen relevant und wirksam sind. Die möglichen individuellen und kulturellen Ausformungen dieses Weitergabegeschehens werden durch Vignetten und Szenen aus Spielfilmen sowie durch ein reales Fallbeispiel aus dem beraterischen Bereich veranschaulicht und konkretisiert. Dabei filtern sie folgende thematischen Schwerpunkte heraus: Weitergabe von materiellen und ideellen Werten, soziale und biologische Elternschaft, Entwicklungskrisen Einzelner und die Ausformung von Generationenkonflikten im europäischen, asiatischen und arabischen Kulturraum.

Als Naturwissenschaftler befasst sich *Stephan Borrmann*, einer der Direktoren des Mainzer Max-Planck-Instituts für Chemie, in seinem Beitrag mit der Frage, in welcher Verfassung die heute in der Verantwortung stehenden Erwachsenen unseren Planeten an die nachfolgenden Generationen weitergeben. Er stellt relevante Ergebnisse aus dem Bereich der Atmosphären- und Klimaforschung dar, untersucht die Ursachen des Ozonlochs und des sauren Regens, des Auftretens von immer häufigeren klimatischen Extremereignissen und schildert die gesundheitlichen Folgen von Smog in urbanen Großräumen. Obwohl sich die Vorhersagbarkeit von Wetter, Klima, Luftqualität und Verfügbarkeit von Wasser durch Einsatz naturwissenschaftlicher Methoden in den letzten Jahrzehnten nachweislich erheblich verbessert hat, hat dieser Zuwachs an Wissen weltweit nicht zu einheitlichen, menschengerechten Handlungsstrategien geführt. Das Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis samt der daraus abgeleiteten Notwendigkeit zum Handeln einerseits und den Widerständen dagegen von Teilen der Wirtschaft, Lobbygruppen, Politik und Öffentlichkeit andererseits wird offen benannt und durch ausgewählte Fallbeschreibungen verdeutlicht.

Die Psychoanalytikerin *Monika Huff-Müller* widmet sich dem Tagungsthema des »Kinderkriegens« im Rahmen einer Fallanalyse in

einer ganz besonderen Weise. Sie beschreibt den Behandlungsprozess einer mehrfach traumatisierten Patientin, die in ihrer DDR-Kindheit vor allem durch den Vater vielfach Gewalt und sexuellen Missbrauch erleiden musste und die sich aufgrund dieser Erfahrungen zunächst nicht in der Lage sieht, einen bestehenden Kinderwunsch zu realisieren. Sowohl das Ringen der Patientin um Vertrauen in ihre Therapeutin und um einen Ausdruck ihrer inneren Nöte als auch das Bemühen der Analytikerin um eine adäquat »containende« und zugleich entwicklungsfördernde Haltung werden in ihrem komplexen Zusammenspiel differenziert dargestellt. Unterschiedliche Therapiephasen werden identifiziert, bis zuletzt die Patientin ihr Kind-Ich neu lieben lernt und mütterlich einbetten kann – sie wird in gewisser Weise neu geboren. Eine entscheidende Rolle im Heilungsprozess spielt dabei die englische Sprache als Zweitsprache, durch die der Patientin überhaupt erst Distanz, distinkte Emotionen und »Bewörterungen« zu dem möglich werden, was sie in der deutschen »Tätersprache« konkret an Missbrauch erfahren hat.

Mit einem ganz anderen Aspekt des Tagungsthemas beschäftigt sich *Bettina Schubert*. Nach einer schulischen und beruflichen Sozialisation in Ost- und Westdeutschland und einer Ausbildung zur Lehrerin und Psychoanalytikerin arbeitete sie seit Anfang der 1990er Jahre in der Berliner Senatsverwaltung, wo sie zahlreiche Projekte initiierte und durchführte, die sich mit den Themen Migration, Mobbing, Gewalt in Schulen und Rechtsextremismus befassten. Viel später erst begann sie, sich intensiver mit den eigenen biografischen Wurzeln zu beschäftigen, erforschte die Geschichte ihrer Herkunftsfamilie und beteiligt sich – nachdem die Region, in der sie ihre Kindheit verbracht hat, wegen rechtsradikaler Ausschreitungen ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gelangt war – an einem von ihrem Bruder initiierten Projekt, das die Umwandlung des ehemaligen Klosters Sornzig, das ihr Urgrußvater Ludolf Colditz 1892 erworben hatte, in eine europäische Begegnungs- und Bildungsstätte betreibt. Anschaulich legt sie dar, wie man mit persönlichem Engagement dazu beitragen kann, Traditionen zu erhalten, Wissen und Werte an nachfolgende Generationen weiterzugeben, dabei ein Bewusstsein für gesellschaftliche Veränderungsprozesse zu fördern und gleichzeitig eine eigene nachberufliche Identität auszubilden, die persönliches Wachstum und soziales Handeln miteinander verbindet.

Alexandra Schmidt war von 2014 bis 2016 als psychologische wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Forschungsprojekt der Stadt Karlsruhe tätig, in dem es um innerfamiliäre Tötungsdelikte im Zusammenhang mit Beziehungskonflikten und um Konsequenzen für die Jugendhilfe ging. In ihrem Beitrag berichtet sie über wesentliche Ergebnisse der Studie und akzentuiert damit einen schockierenden, aber real existierenden Aspekt des Tagungsthemas – nämlich die Verweigerung und den radikalen Abbruch der Weitergabe bzw. die Weitergabe von Trauma und Lebensunmut. Auf dem Hintergrund der Tatsache, dass in Deutschland jährlich ca. 400 Menschen durch Partnerschaftsgewalt getötet werden, geht sie der Frage nach, welche psychosozialen Folgen das für die hinterbliebenen Kinder, Jugendlichen und jungen Volljährigen haben kann. So wurde in der Studie deutlich, dass bei diesen innerfamiliären Tötungsdelikten rückblickend durchaus Vorzeichen identifiziert werden konnten (zum Beispiel körperliche Angriffe, Androhung von Mord etc.), die allerdings von der Umwelt und den Sozialsystemen nicht beachtet oder nicht ernst genug genommen wurden. Ein weiteres Studienergebnis machte deutlich, dass die betroffenen Kinder, Jugendlichen und jungen Volljährigen sich mit ihren Traumata – sie verlieren schlagartig beide Eltern, da ein Elternteil getötet wurde und der andere in Haft kommt – nicht gut aufgefangen und teils sogar durch zusätzliche Verluste belastet fühlen, zum Beispiel im Fall einer häufig erfolgenden Trennung von den Geschwistern. Zudem erfahren die Jugendlichen und jungen Erwachsenen oft keine kontinuierliche, professionelle Begleitung und Unterstützung, sodass das Fazit der Studie darauf verweist, dass geleistete Hilfen insgesamt als wenig vertrauensaufbauend und überwiegend als unzureichend erlebt werden.

In seinem Beitrag »Chaos und Kinderwunsch – Behandlung einer Patientin mit multipler Persönlichkeitsstörung« stellt *Norbert Winkler*, Psychoanalytiker für Erwachsene sowie für Kinder und Jugendliche, den Verlauf einer modifizierten analytischen Psychotherapie dar. Obwohl bei der Patientin schon länger ein Kinderwunsch bestand, war sie sich zu Beginn der Behandlung unsicher, ob sie in ihrer psychischen Verfassung in der Lage sein würde, ein Kind zu versorgen, ohne ihm zu viel von all dem Leidvollen weiterzugeben, das sie selbst erfahren hatte. In seiner komplexen Falldarstellung geht der Autor auf die spezifischen Faktoren der Störungsentstehung nach dem Traumamodell ein und

erläutert die Besonderheiten, die bei dieser schwierigen Behandlung beachtet werden mussten. Im Fokus des Heilungsprozesses stand vor allem die Überwindung der strukturellen Dissoziation der Persönlichkeit der Patientin durch Förderung der Kommunikation und Empathie zwischen möglichst vielen ihrer inneren Anteile, wobei insbesondere die Anwendung traumaspezifischer Therapietechniken mit entsprechenden Modifikationen differenziert dargestellt werden.

Wer die Bilder von *Kathrin Brömse* und ihrem Urgroßvater *August Brömse* betrachtet, könnte auf die Idee kommen, dass künstlerische Begabung »erblich« ist. Oder wird kreatives Talent vielleicht auf andere Weise über Generationen hinweg weitergegeben? *Gertraud Butzke-Bogner* beschäftigt sich unter der Überschrift »Was bisher geschah« – kreative Traditionen in einer Künstlerfamilie« im Rahmen eines Interviews mit diesen Fragen, indem sie ausgewählte Arbeiten der Künstlerin wie auch ihres Urgroßvaters vorstellt. Im Vergleich zahlreicher Grafiken und anderer Bilder weist sie auf Ähnlichkeiten wie auch auf Unterschiede zwischen den Kunstwerken hin, die in einem großen zeitlichen Abstand zueinander entstanden und sich stilistisch und inhaltlich sowohl ähneln als auch unterscheiden. Während *Kathrin Brömse* in ihren Darstellungen eher in gewisser Weise uneindeutige Figuren bevorzugt, die die Blicke der Betrachter durch Irritation auf sich ziehen, sind die Gestalten, die *August Brömse* geschaffen hat, häufig durch Leiden und existenzielle Krisen gezeichnet. Trotz aller Unterschiede weist interessanterweise die Formensprache der beiden Werkgruppen auch immer wieder frappierende Ähnlichkeiten auf. So bleibt der reizvolle Eindruck: Über Generationen hinweg kann sich innerhalb einer Familie künstlerische Ausdruckskraft bedeutsam verändern und doch ähnlich bleiben.

Der Psychoanalytiker, Verhaltens- und Psychodramatherapeut *Gerd Würdehoff* beschreibt in seinem Beitrag »... Vater sein dagegen sehr! Mann- und Vatersein – quer durch die Menschheitsgeschichte bis heute« zunächst das Wertevakuum, das es vielen Männern heute schwer macht, einer eigenen Vaterschaft positiv gegenüberzustehen und die Vaterrolle für ein Kind entwicklungsförderlich auszufüllen. Einen möglichen Lösungsweg aus dieser Situation sieht der Autor in einer Rückbesinnung auf die jahrtausendealte Traditionslinie, sein Kind zu beschützen, existenziell anzunehmen und so zu erziehen, dass es ein Teil der Gemeinschaft werden kann, sich dort zurechtfindet und ein Gewissen

für das »große Ganze« ausbilden kann. Als Voraussetzung hierfür wird der »neue Mann« gesehen, der sich seiner selbst und seiner Bedürfnisse bewusst ist und sich als »männlicher Mensch« umfassend annehmen und lieben kann, um seiner erzieherischen Großrolle und Verantwortung in Richtung einer zeitgemäßen Neuauflage der uralten Tradition des »guten Vaters« wieder gerecht zu werden.

Seit einigen Jahren werden unter der Überschrift »Menschen in der DGIP« auf den Tagungen der Deutschen Gesellschaft für Individualpsychologie Personen vorgestellt, die in unterschiedlichen Funktionen die Geschicke der analytischen Fachgesellschaft mitgestalten und mitprägen. In den Interviews, in denen die befragten Kolleginnen und Kollegen ausführlich zu Wort kommen, werden nicht nur ihre sachlichen Verdienste benannt – sie sollen auch als Menschen in ihren ganz persönlichen Eigenarten, in ihren jeweiligen Entwicklungen und in ihren Handlungsmotiven sichtbar und spürbar werden. Im Rahmen der Tagung zum Thema »Weitergabe« ging es diesmal um die Fokussierung der Perspektive der jüngeren Generation, die sich ja in jedem Fall immer mit dem »weiterzugebenden Erbe« der »Elterngeneration« auseinandersetzen muss. So sprachen 2016 *Marion Werth* und *Norbert Winkler* mit drei jüngeren DGIP-Mitgliedern aus dem Bereich der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie, die sich schon während ihrer Ausbildung durch Diskussionsbeiträge und die verantwortliche Übernahme wichtiger Aufgaben in der DGIP eingebracht und engagiert haben. Im Gespräch mit *Anna Zeller-Breitling*, *Jennifer Lamberty* und *Stefan Nauenheim* wird dabei eindrücklich demonstriert, wie in einer tiefenpsychologisch-psychoanalytischen Fachgesellschaft eine Kultur des Weitergebens lebendig praktiziert werden kann.

Wie immer wünscht der Herausgeber all den Lesern, die sich vom Thema dieser Publikation angesprochen und herausgefordert fühlen, eine spannende und erhellende Lektüre.

Pit Wahl

Elisabeth Fuchs-Brüninghoff und Pit Wahl

Spuren hinterlassen – Weiterleben durch Weitergeben

Zusammenfassung

Das Tagungsthema »Kinder kriegen und andere Kulturen des Weitergebens« wird hier als Ausdruck des Phänomens der transgenerationalen Weitergabe verstanden und mit dem Diskurs über das Konzept der *Generativität* verbunden. Mit Bezug auf Theorieansätze von Erik Erikson, Kurt Lüscher und Alfred Adler werden psychische Mechanismen identifiziert, die im Erziehungsprozess und den Interaktionen zwischen Vor- und Nachgeborenen relevant und wirksam sind. Bedeutsame individuelle und kulturelle Aspekte des Themas werden unter Verwendung von Vignetten und Szenen aus Spielfilmen konkretisiert und differenziert, ergänzt durch ein reales Fallbeispiel aus dem beraterischen Bereich. Diskutiert wird dieses Veranschaulichungsmaterial im Kontext folgender Themen: Weitergabe von materiellen und ideellen Werten, soziale und biologische Elternschaft, Entwicklungskrisen Einzelner und die Ausformung von Generationenkonflikten im europäischen, asiatischen und arabischen Kulturraum.

Alte Jüdinnen sitzen am Kartentisch, eine nach der anderen stößt einen Seufzer aus, eine lauter als die andere, bis schließlich eine von ihnen sagt: »Ich dachte, wir waren uns einig, nicht über die Kinder zu reden.«
(Paul Auster, »Winterjournal«, 2013, S. 161)

Generativität und Generationenambivalenz

Kinder kriegen, Mutter oder Vater werden bzw. sein: eine solche Erfahrung kann sehr unterschiedlich wahrgenommen, interpretiert und gelebt werden. Allerdings machen nicht alle Menschen die individuelle Erfahrung der Elternschaft – aus ganz unterschiedlichen Gründen. Einige Frauen und Männer entscheiden sich bewusst dagegen, Eltern zu werden, andere können einen bestehenden Kinderwunsch nicht verwirklichen.

Allen erwachsenen Menschen aber ist gemeinsam, dass sie selbst einmal Kind waren – und: dass sie bei ihrer Geburt in der Welt etwas vorgefunden haben, das nicht nur von Natur aus bereits da war, sondern das andere, vor ihnen bereits Lebende, geschaffen haben. Auf dieses Geschaffene können sie sich beziehen, sie können darauf zugreifen, es nutzen, darauf aufbauen. Die Güter und Kulturgüter, um die es hier gleichermaßen geht, werden von Einzelnen, zum Beispiel von biologisch verwandten Personen, zur Verfügung gestellt, zum anderen aber auch von Menschengruppen, die in der Regel nicht in einem unmittelbaren Verwandtschaftsverhältnis zu ihnen stehen. Der Prozess der Weitergabe ist also unmittelbar und mittelbar, individuell und kollektiv.

Im wissenschaftlichen Diskurs wird dieser Vorgang als *transgenerationale Weitergabe* bezeichnet oder auch mit dem Begriff der *Generativität* umschrieben. Bedeutet Generativität begriffsgeschichtlich zunächst so etwas wie *Fortpflanzungs- und Zeugungskraft*, so wird der Terminus von dem Psychoanalytiker Erik H. Erikson im Rahmen der von ihm entworfenen tiefenpsychologischen Entwicklungstheorie als eine regelhaft in einer bestimmten Entwicklungsphase – etwa im fünften bis siebten Lebensjahrzehnt – anstehende *Entwicklungsaufgabe* bzw. psychosoziale Krise definiert (Erikson, 1966; 1973; vgl. auch Conzen, 2010). Generativität umfasst nach Erikson dabei nicht nur die Zeugung und Sorge für eigene Kinder oder Kindeskiner, für ihn fallen in diese Kategorie auch: allgemeines soziales Engagement, Unterweisen und Unterrichten, künstlerische und wissenschaftliche Betätigung und überhaupt alles, was für Nachgeborene brauchbar und sinnstiftend sein kann. Generativität bildet im Erikson'schen Modell einen Gegenpol zu Selbst-Absorption oder Stagnation. Wird das Spannungsfeld zwischen diesen beiden Polen angemessen zueinander in Beziehung gesetzt, hat man die *Fähigkeit zur Fürsorglichkeit* (für andere) erlangt, ohne dabei den Selbstbezug preiszugeben.

Die Formulierungen ›Fähigkeit zur Fürsorglichkeit‹ und die Aufgabe, ›sich selbst dabei nicht zu vergessen‹, können in enge und unmittelbare Beziehung gesetzt werden zu Robert Antochs Definition von *Gemeinschaftsgefühl* als »Sinn für das Selbstsein im Bezogensein« (Antoch, 2001).

Auch Alfred Adler hatte sich schon früh mit dem Thema der transgenerationalen Weitergabe auseinandergesetzt, wenngleich in einer etwas anderen Begrifflichkeit. In einem Text von 1937 stellte er die Mehrfachfrage: »Ist Fortschritt der Menschheit möglich? Wahrscheinlich? Unmöglich? Sicher?« und benennt als eine allgemein menschliche Lebensaufgabe, »alle nützlichen und nutzbaren Beiträge der Generationen« (Adler, 1937, ebd., S. 166) zu sammeln und weiterzugeben.

Bei der so beschriebenen Lebensaufgabe ist »das Bedürfnis, [...] Spuren in der Welt zu hinterlassen, sei es durch Fortleben in den eigenen Kindern, sei es durch entäußerte Produkte, die Spuren der eigenen Persönlichkeit tragen und die das eigene Leben, die eigene Endlichkeit überdauern, der Wunsch, Erschaffenes zu erhalten und zu sichern, um es an die nächste Generation weitergeben zu können, [...]«, elementar und das »Sammeln und Weitergeben von materiellen wie immateriellen Werten von Generation zu Generation [...] durch das Ziel motiviert, mithilfe des Vererbens dieser Werte das Leben der Nachkommen zu bereichern und so über den Tod hinaus in diesen weiterzuleben« (Wahl, 2004, S. 109 f.).

Während Erikson den Blick auf die individuelle Generativität richtet, betont der Lebenslaufforscher John Kotre, dass Generativität auch ein kollektives Phänomen ist. Er stellt sie damit in einer größeren, nämlich den gesellschaftlichen Zusammenhang und unterscheidet vier Typen von Generativität: eine biologische, elterliche, technische und kulturelle (Kotre, 1984, S. 12 f.).

Seit den 1990er Jahren beschäftigt sich auch der Schweizer (Familien-)Soziologe Kurt Lüscher mit dem Thema Generativität (Lüscher, 1993), das er sowohl mit dem Konzept der Ambivalenz verknüpft (Lüscher u. Pillemer, 1998; Lüscher, 2005, 2011, 2012, 2013) als auch im Kontext generativer Sozialisation diskutiert (Lüscher u. Liegle, 2015). Im letzteren Beitrag wird ein erweitertes Verständnis von Generativität in drei Schritten vorgeschlagen. Demnach haben *erstens* »Menschen die Fähigkeit, die Existenz nachfolgender Generationen in ihr Denken und Handeln mit einzubeziehen. Sie können in hohem Maße ihr generatives Verhalten steuern. Die meisten haben die Möglichkeit, sich für oder gegen Elternschaft zu entscheiden« (S. 294). Sie können *zweitens* »das Wohl nachfolgender Generationen reflektieren und entsprechend handeln. Dies lässt sich als Verpflichtung und

Verantwortlichkeit für den Einzelnen und sinngemäß auch für soziale Institutionen postulieren« (ebd.). Und mittlerweile lässt sich *drittens* erkennen, dass »auch die Jüngeren [...] individuell und kollektiv ein Bewusstsein für das Wohl der Älteren entwickeln [können]« (ebd.). Dementsprechend wird geschlossen: »Darin liegen spezielle Potenziale der Sinnggebung für das individuelle und gemeinschaftlich-gesellschaftliche Leben« (ebd.).

Bei aller Sinnhaftigkeit ist die intergenerationale Weitergabe aber nicht frei von Spannungen. Im Gegenteil: Zwischen den Generationen kommt es zu bewussten oder auch unbewussten Auseinandersetzungen, die sich im Wesentlichen aus den folgenden Dualitäten speisen: »Reproduktion – Innovation« und »Konvergenz – Divergenz«. Lüscher spricht in diesem Kontext von Generationen*ambivalenzen*. Er bezieht sich dabei auch auf den Schweizer Psychiater Eugen Bleuler (vgl. Lüscher, 2013), der den Ambivalenzbegriff 1910 erstmals in einem Vortrag anlässlich der ordentlichen Winterversammlung des Vereins der »Schweizer Irrenärzte« verwendet und wie folgt definiert: »Ambivalenz bezeichnet zunächst eine doppelte Wertung, die naturgemäß meist eine gegensätzliche ist. Die Wertung kann eine affektive oder eine intellektuelle sein, d. h., eine Idee kann mit positiven oder mit negativen Gefühlen betont oder sie kann positiv oder negativ gedacht werden« (Bleuler, 1914, S. 97).

Lüscher verwendet dabei den Ambivalenzbegriff wertneutral. Er entwickelte als theoretisches Konstrukt ein *Konzept der Generationenambivalenz*, mit dem sich Generationenbeziehungen in ihrer Vielschichtigkeit erfassen lassen (siehe Abbildung 1).

Die Pole der *institutionellen Dimension* »Reproduktion – Innovation« verweisen auf die den Generationenbeziehungen immanente strukturelle Ambivalenz im Sinne von »Bewahren – Verändern«. Die polaren Gegensätze der *personalen Dimension* sind »Konvergenz – Divergenz«, auch im Sinne von »Identifizierung – Abgrenzung« gemeint. Setzt man diese beiden Dimensionen zueinander in Beziehung, ergeben sich hieraus vier intergenerationale Dialogfelder als Möglichkeiten für den Umgang mit Ambivalenzen. Dabei sind Autorität und Macht für Lüscher immer auch ein integraler Bestandteil der intergenerativen Beziehungsgestaltung. Die vier aus diesen Überlegungen abgeleiteten Typisierungen sind als »Charakterisierungen einer ›sozialen Logik‹ der

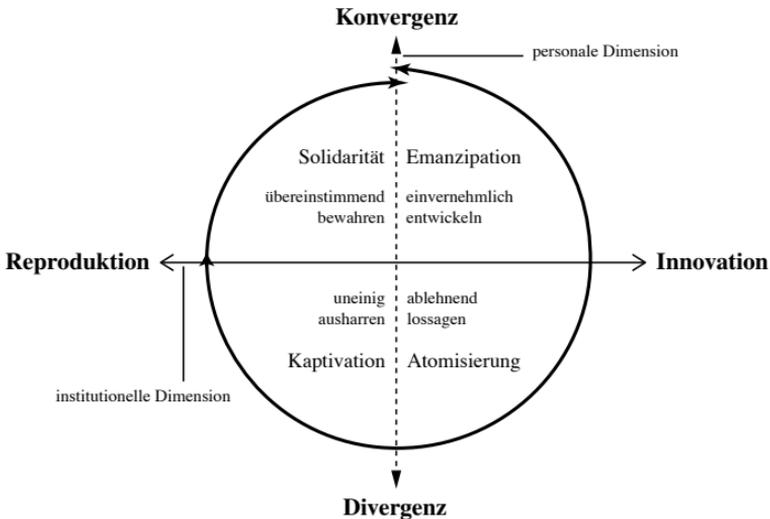


Abbildung 1: Modell der Generationenambivalenz nach Lüscher (Lüscher, 2005, S. 74)

Generationenbeziehungen, der dabei auftretenden Ambivalenzen sowie der Strategien im Umgang damit« (Lüscher, 2005, S. 74) zu verstehen.

Feld 1 wird charakterisiert durch die Pole »Reproduktion« und »Konvergenz«. Dies führt zu einer Beziehungslogik, die Lüscher als *Solidarität* bezeichnet und die zu der Handlungsmaxime »übereinstimmend bewahren« führt. Konträr dazu ist die Beziehungslogik in Feld 3, in dem sich der Umgang mit Ambivalenzen an den Polen »Innovation« und »Divergenz« orientiert. Die Konsequenz, die sich daraus ergibt, nennt er *Atomisierung*, das heißt, es gibt keinen familialen Zusammenhalt mehr und die Handlungsmaxime ist überschrieben mit »sich ablehnend lossagen« oder auch »sich im Streit voneinander trennen«. Überwiegt hingegen, wie im Feld 4, auf der personalen Beziehungsebene die »Divergenz«, auf der institutionellen Ebene aber die »Reproduktion«, so führt das dazu, dass es eine, wenn auch unfreiwillige, Familienzugehörigkeit gibt. Lüscher spricht in diesem Zusammenhang von »*Kaptivation*« (Gefangennahme). Das Verhältnis zueinander wird über moralische und/oder finanzielle Zwänge durch die Ausübung von Macht reguliert und mündet in die Handlungsmaxime »uneinig ausharren«. Ganz anders sieht wiederum die Beziehungslogik in Feld 2 aus. Hier bewegt sich das Miteinander zwischen den Polen »Konvergenz« (emo-

tionale Verbundenheit) und »Innovation« (Offenheit für institutionelle Veränderungen). Lüscher charakterisiert die sich daraus ergebende Beziehungslogik mit *Emanzipation* und die Handlungsmaxime für alle lautet: »einvernehmlich entwickeln«. Mit Blick auf die Machtverhältnisse überwiegen hier beiderseitige Akzeptanz und Gleichberechtigung.

Auch wenn das Modell am Beispiel familiärer Generationenbeziehungen entwickelt wurde, lässt es sich in seiner Abstraktion auf alle intergenerativen Konstellationen übertragen. Dabei versteht Lüscher sein Modell nicht statisch, sondern sieht es als Ausdruck einer Dynamik im Zeitverlauf. Für eine Beziehungsentwicklung zwischen zwei Generationen ist damit ein großes Spektrum an Beziehungsverläufen in unterschiedlichen Formen des Umgangs mit Generationenambivalenzen denkbar. »Generationenbeziehungen implizieren und generieren Ambivalenzen« – so die These (Lüscher, 2000, S. 145). Generationenambivalenzen sind für Lüscher unaufhebbar und somit fester Bestandteil in der immerwährenden Dynamik von Beziehungsgestaltung.

Die spannende Frage ist, wie Menschen in der Realität mit ihnen umgehen, ob Ambivalenzen für sie auch als etwas »Normales« angesehen werden und über wie viel Ambivalenztoleranz die Beteiligten verfügen.

»Wie der Vater, so der Sohn« – Die Bedeutung der biologischen und sozialen Elternschaft: Erstes Filmbeispiel

Um vielfältige Ambivalenzen – individuelle wie auch intergenerationale – und Konfliktsituationen geht es auch in dem Film »Like Father, Like Son« des japanischen Drehbuchautors und Regisseurs Hirokazu Koreeda (2013):

Kurz vor dem sechsten Geburtstag ihrer Kinder erfahren die Eltern der beiden Jungen *Kaita* und *Ryusei*, das Ehepaar *Nonomiya* und das Ehepaar *Saiki*, dass ihre Söhne kurz nach der Geburt vertauscht worden sind und dass somit ihr leibliches Kind bis jetzt in einer ihnen fremden, bis dahin völlig unbekanntem Familie aufgewachsen ist. Vom Fachpersonal der Klinik, in der sich die Verwechslung ereignet hat, werden die Ehepaare dazu gedrängt, die Kinder so bald wie möglich auszutauschen.

Die Lebensbedingungen der Familien, in denen sich die beiden Jungen befinden, wie auch die Persönlichkeiten der jeweiligen Mütter und Väter sind sehr unterschiedlich. Während Familie *Nonomiya* es aufgrund des Ehrgeizes

und einer großen Arbeitsdisziplin des Vaters zu Wohlstand gebracht hat, lebt Familie *Saiki* ein einfaches, materiell eher bescheidenes Leben als Kleinhändler. *Kaita* war bislang als Einzelkind aufgewachsen, *Ryusei* mit zwei Geschwistern.

Das Ehepaar *Nonomiya* reagiert auf die Information, dass das Kind, das sie fast sechs Jahre lang als ihr leibliches angesehen haben, lebensstiltypisch sehr unterschiedlich.

Vater *Ryota* ist zunächst verärgert, vorwurfsvoll und geradezu erbost wegen der Vertauschung, dann aber schnell auch erleichtert, denn er sieht plötzlich neue Chancen und Perspektiven in einer alternativen Vaterschaft. Schon lange war und ist er unzufrieden mit *Kaita*, denn der hatte sich nicht so zu einem Ebenbild seiner Selbst bzw. seines Selbstideals entwickelt, wie er sich das gewünscht hatte und wünscht.

Entsprechend äußert er, kurz nachdem die biologischen Elternschaftsverhältnisse durch einen DNA-Test zweifelsfrei festgestellt wurden, nachdrücklich und geradezu erleichtert (DVD: 00:13:30–00:13:35):

Ryota: »Jetzt ergibt alles einen Sinn!«

Seine Frau *Midori* ist dagegen zutiefst geschockt und verunsichert. Sie hat eine enge und liebevolle Beziehung zu *Kaita* und eine stabile positive Bindung an ihn, empfindet ihn auch nach Aufklärung der Situation weiterhin als *ihr* Kind. Aber sie wird gleichzeitig von heftigen Schuldgefühlen und Selbstunsicherheiten gequält. In einem Gespräch mit ihrem Mann fragt sie sich selbst vorwurfsvoll (DVD: 00:14:15–00:14:30):

Midori: »Wieso habe ich es eigentlich nicht gemerkt? Das hätte ich doch als Mutter!«

»Like Father, Like Son« beleuchtet zahlreiche Aspekte, die mit der Herausforderung und der Bewältigung der überraschenden und schicksalhaften Situation verbunden sind: die Bedeutung der sozialen Situation – am Rande auch die der religiösen Orientierung und Einbindung –, die Frage der väterlichen Präsenz und auch den Umgang der Eltern mit Körperlichkeit: In Familie *Nomomiya* wäre es undenkbar, dass die Eltern mit ihrem Sohn zusammen in die Badewanne gehen – das Ehepaar *Saiki* tut dies oft und lädt die Kinder sogar gelegentlich ein, mit bei ihnen im Bett zu schlafen.

Bei einem Besuch *Ryotas* – zusammen mit seinem Bruder – bei seinen Eltern wird die Frage der möglichen Bedeutung von *Bluts- und sozialer Verwandtschaft* explizit thematisiert. In einem Gespräch mit seinen Söhnen fragt der Vater: (DVD: 01:01:40–01:02:48)

- Vater: »Also: Habt ihr ihn getroffen?« – (als keine unmittelbare Reaktion erfolgt, hakt er nach) »Na, euren Sohn, euren richtigen Sohn?«
- Ryota: »Ja, haben wir.«
- Vater: »Und? Sieht er aus wie du? – Ich wette, das tut er.
So ist das bei Eltern und Kindern: Selbst wenn man getrennt lebt, gleicht man sich.«
- Bruder: (scheint zu scherzen) »Was? – Das passt uns aber gar nicht!«
(lacht) »Oder?« (Niemand geht auf ihn ein)
- Vater: (ernst) »Hör zu: Es ist Gesetz – genau so wie bei Pferden – es geht immer nur um Blutlinien. Ihr Junge wird dir mit der Zeit immer ähnlicher werden. Und Kaita wird mit den Jahren immer mehr so aussehen wie sein leiblicher Vater. – Beeilt euch! Tauscht die Kinder aus und trefft euch nie wieder mit dieser Familie.«
- Ryota: (schwach) »So einfach ist das aber leider nicht.«

Eine gegenteilige Position bezieht kurze Zeit später die Frau des Vaters – also die Stiefmutter der Brüder (DVD: 01:03:10–01:03:36):

- Stiefmutter: »Ungeachtet dessen, was dein Vater sagt – man muss nicht zwangsläufig verwandt sein. Wenn man zusammenlebt, fängt man an, sich zu lieben und wird sich immer ähnlicher. Das ist so bei Mann und Frau. Es geschieht aber auch zwischen Eltern und Kindern. – Auf alle Fälle ist es mir so gegangen, als ich euch zwei Jungens groß gezogen habe ...«

Die Sichtweise des Vaters ist auch Teil von *Ryotas* Gedanken- und Gefühlswelt. Aber er hat gleichzeitig ein sehr ambivalentes Verhältnis zu seinem »alten Herrn«. Mit einem Teil identifiziert er sich mit ihm, gleichzeitig verachtet er ihn aber auch für seine Erfolglosigkeit, seine Engstirnigkeit, sein Machogehabe. Und: *Ryota* wird auch berührt durch das, was seine Stiefmutter beim Abschied zu ihm sagte. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit auch, dass die Brüder selbst nicht bei ihrer leiblichen Mutter aufgewachsen sind. Zur »Zieh Mutter« haben beide aber ein gutes Verhältnis – während der Vater ihnen ein weniger positives Vorbild war.

Midori Nonomiya hingegen wird nachhaltig von Schuldgefühlen und Selbstzweifeln geplagt. Ihre Minderwertigkeitsgefühle lassen ihr keine Ruhe. Nach einem Wochenende, an dem die Familien die Söhne probeweise ausgetauscht hatten, fragt sie ihren Mann, der gerade von einer Betriebsfeier zurückgekehrt ist (DVD 00:44:35–00:45:13):

- Midori: »Und – wie lief der Empfang?
- Ryota: »Ach – die kleine Kaoru hat sich an der Uni schwer verliebt. Mein Chef ist völlig durch den Wind.«
- Midori: »Hat vielleicht irgendjemand über mich geredet? «
- Ryota: (*fragend*) »Hm?«
- Midori: »Etwa, dass eine Mutter so was hätte merken müssen.«
- Ryota: »Nein, nicht wirklich.«
- Midori: »Tief in dir drin denkst du das doch!«
- Ryota: »Aber das ist doch Unsinn!«
- Midori: »Lügner! Du denkst, dass es meine Schuld ist!«

Aber nicht nur das belastet *Midori*. Sie leidet darunter, dass in der schwierigen und angespannten Situation auch die Beziehung zu ihrem Mann in eine Krise gerät. Und: sie kann und will sich nicht vorstellen, sich von *Kaita* zu trennen.

Die Frage, ob sich die Erwachsenen am Ende für die gewachsene Bindung oder die biologische Elternschaft entscheiden, soll hier nicht beantwortet werden. Es wird im Film aber sehr deutlich, dass beide Jungen emotional fest verwurzelt sind im Vertrauten und in den gewachsenen zwischenmenschlichen Beziehungen.

Relevante psychische Mechanismen im Prozess der transgenerationalen Weitergabe

Wie vollzieht sich nun aber die Weitergabe von Wissen, Erfahrungen, von Weltbildern, von Normen und Werten? Wie prägen, beeinflussen Eltern, Großeltern und andere bedeutsame Bezugspersonen Kinder und Heranwachsende?

Welches sind die wesentlichen psychischen Wirkungszusammenhänge, die bei Prozessen der transgenerationalen Weitergabe wirksam sind? Acht scheinen uns besonders wichtig zu sein:

Hier ist zunächst die (1) *Identifikation* als grundlegender Mechanismus zu nennen. Das Kind identifiziert sich mit Mutter und Vater und auch mit Geschwistern. Dieses Geschehen ist keineswegs nur einseitig: auch die Eltern identifizieren sich bewusst und unbewusst mit dem Kind und

seinen Bedürfnissen, Wünschen, Freuden, Sorgen und Nöten. Außerdem spielen oft (2) *Projektionen* und (3) *Phantasien* eine bedeutende Rolle. Mütter und Väter versuchen sich in die Befindlichkeiten von Neugeborenen, Säuglingen und Kleinkindern einzufühlen, gehen dabei aber oft zu sehr von sich selbst und ihren eigenen Erfahrungen aus: so können sie zum Beispiel glauben, dass das Kind genau das braucht, was ihnen selbst gut getan hat oder was sie selbst so dringend nötig gehabt hätten, aber nicht bekommen haben. Dieser Vorgang, bei dem *Projektionen* und (4) *Übertragungen* bedeutsam sind, kann sich auf die aktuelle Situation beziehen wie auch auf die Vergangenheit. Umgekehrt besetzt auch das Kind die Eltern projektiv – es stattet sie mit Eigenarten aus, die seiner eigenen Befindlichkeit, Bedürftigkeit und inneren Erlebniswelt entsprechen.

Häufig werden dabei die Eltern – zumindest zunächst – (5) *idealisiert*. Der enorme Entwicklungsvorsprung der Erwachsenen (bzw. der Älteren) gegenüber Neugeborenen lässt den *Mechanismus der Idealisierung* überlebensnotwendig und natürlich erscheinen.

Auch Kinder können idealisiert werden – indem sie zum Beispiel mit Eigenarten ausgestattet werden, die sie gar nicht haben, die sich die Eltern aber wünschen. In einem solchen Fall ist also (6) *Verleugnung* im Spiel – so, wie wir überhaupt in all diesen Prozessen die von Freud beschriebenen Abwehr- und Kompensationsmechanismen wiederfinden.

Aufgrund der *naturgegebenen elterlichen Macht* entsteht in diesem Beziehungsfeld Raum für einen weiteren bedeutsamen Vorgang: den der (7) *Delegation*.

Eltern delegieren – oft unbewusst – die Verwirklichung eigener, meist unerfüllter Wünsche an die eigenen Kinder, die sie als *erweitertes Ich*, als *Teil des eigenen Selbst*, als *Verlängerung der eigenen Existenz* begreifen. Tendenziell haben wir es hier mit einer Form des Missbrauchs elterlicher Macht zu tun.

Zu beachten ist auch (8), dass es bei der Ausübung elterlicher Macht automatisch auch immer um die *Etablierung von Über-Ich-Strukturen* beim Kind geht – nicht umsonst wird das *Über-Ich* gelegentlich auch als *Eltern-Ich* bezeichnet.

Eltern zeigen und erklären Kindern die Welt und prägen das kindliche Weltbild – das ist ein Prozess, der implizit stattfindet und lange vor der Entwicklung der Sprachfähigkeit, des Denkens und der Fähigkeit zur szenischen Erinnerung einsetzt.

Dabei gibt es keineswegs nur negative, entwicklungsbehindernde Formen der transgenerationalen Weitergabe. Eltern, Geschwister, Erzieher und bedeutsame Andere können auch angemessen verbunden *und* abgegrenzt sein. Gelingt eine solche Mischung, so kann sich ein Kind zu einer eigenständigen und in die Gemeinschaft positiv eingebundenen Person entwickeln und der Prozess der *Individuation* kann erfolgreich bewältigt werden.

»Wenn's schwierig wird.« Macht, Ohnmacht und Not bei der Weitergabe im familiären Kontext – Zweites Filmbeispiel

Das Hineinwachsen in die Traditionen und Werte, Rituale und Regeln einer Gesellschaft vollzieht sich in westeuropäischen Ländern meist überwiegend in kleinfamiliären Kontexten. In dem Film »Familienfest« von Lars Kraume (2015) werden intergenerationale, innerseeleische und zwischenmenschliche Konflikte dargestellt, die sich über lange Zeit entwickelt haben und sich innerhalb weniger Stunden und Tage entfalten und zuspitzen.

Am Vorabend der bevorstehenden Feier anlässlich des 70. Geburtstags des »Familienoberhaupts« *Hannes Westhoff* kommt es schon kurz nach dem Eintreffen seiner drei Söhne und ihrer Begleitungen zu einer ersten, überraschenden Begegnung des Jubilars mit einem ihm Unbekannten (DVD 00:12:20–00:12:56).

- Vater: *(sieht einen ihm unbekanntem jungen Mann auf der Terrasse. Er öffnet die Tür und spricht den Fremden an)* »Guten Tag, wer sind Sie?«
- Vincent: »Vincent Broder. Guten Tag, Herr Westhoff. Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen.«
- Vater: »Aha?!«
- Vincent: »Ich bin der Lebensgefährte von Frederik.«
- Vater: »Ah, ja ... Er hat mir gar nicht gesagt, dass er jemanden mitbringt ...«
- Vincent: »Er hatte mit Ihrer Frau telefoniert. – Aber, wenn es Ihnen nicht Recht ist ...«
- Vater: »Nein, nein, Sie sind natürlich willkommen! Ist ja nicht Ihr Fehler, wenn meine Frau beschließt, mir keinen Ton davon zu sagen ...«

- Vincent: »Was hätten Sie denn gesagt?«
- Vater: »Na ja, sicher nichts, was ein Schwulenheftchen als Titelstory bringen würde!« (*Mit einem vernehmlichen »Plopp« entkorkt der Vater die Weinflasche, die er in den Händen hält.*)

Was mag in *Hannes Westhoff* vorgegangen sein? Da trifft er auf einen unbekanntem jungen Mann, von dem er nicht weiß, ob er überhaupt in seinem Haus, auf seinem Grundstück, etwas zu suchen hat. Der Fremde ist freundlich, offen, stellt sich vor – so, wie es sich gehört – und dann stellt sich heraus, er ist der Partner, der Lebensgefährte seines Sohnes. Sein Sohn ist homosexuell, lebt in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft – das wusste er gar nicht!

»Natürlich« hat *Hannes Westhoff* keine Vorurteile gegenüber den Spielarten der Liebe – solange es ihn nicht unmittelbar betrifft. Also versucht er die Fassung zu bewahren, höflich zu bleiben, vorurteilsfrei zu erscheinen. Aber: eigentlich ist es ungeheuerlich, unbegreiflich! Er, der berühmte Pianist, soll Vater eines schwulen Sohnes sein? Die meiste Zeit seines Lebens hat er »Homos« für krank, abartig, pervers oder gar kriminell gehalten. Nein! Das darf nicht sein. Er versucht die Fassung zu bewahren, freundlich und weltgewandt zu reagieren. Aber dann, als er gefragt wird, was er gesagt hätte, wenn er »rechtzeitig« erfahren hätte, dass einer seiner Söhne mit seinem Partner zu seiner Geburtstagsfeier kommen würde, rutscht es ihm doch heraus: »Na ja, sicher nichts, was ein Schwulenheftchen als Titelstory bringen würde!« – Plopp. Ein »Schwulenheftchen« – kann man es geringschätziger sagen? Später wird er seine Wut und seine Enttäuschung auch dadurch ausdrücken, dass er das Bäumchen, das er bei der Geburt von Frederik gepflanzt hatte, mit einer Heckenschere »köpft«.

Und *Vincent*? Was könnte er gedacht und gefühlt haben? Der Lebensgefährte von *Frederik*, erstmals zu Besuch bei seinen ihm noch unbekanntem Schwiegereltern, ist gespannt, aufgeregt, vielleicht auch besorgt. Wie wird ihn der berühmte Musiker begrüßen, empfangen? Er kennt den in der Öffentlichkeit hoch gelobten Mann, kennt auch bereits die Angst seines Partners vor seinem Vater, dessen Bewunderung und Zuneigung zu ihm, aber er ist doch überrascht, dass *Hannes Westhoff* noch gar nichts von der sexuellen Orientierung seines Sohnes weiß – oder zumindest nicht zu wissen scheint. Er will sich nicht aufdrängen,

will seinem Lebensgefährten keine Schwierigkeiten machen – er will keinen Skandal. Aber: er will auch nichts verheimlichen, er kann zu sich und seiner Liebe stehen. »Wenn ich hier nicht willkommen bin – ich kann auch gehen, will mich nicht aufdrängen. Das ist Ihr Haus, Ihr Revier, Ihre Geburtstagsfeier. Sie bestimmen, mit wem Sie Ihren Ehrentag feiern wollen, ich kann auch wieder gehen. Ich bin auf Ihren Segen nicht um jeden Preis angewiesen.« Das ist der Subtext seiner Worte. Vincent ist auf seine Art stark und unabhängig. Er macht sein Selbstwertgefühl nicht abhängig von den Normen und Gefühlen seines künftigen »Schwiegervaters«. Auch, wenn er versucht, eine positive Beziehung zu ihm aufzubauen.

Hannes Westhoff scheint von dieser Begegnung und den übrigen Besuchern in seinem Haus zunächst unberührt zu sein. Er ordnet in seinem Arbeitszimmer offensichtlich wertvolle Dokumente, die er nur mit weißen Handschuhen anfasst, als es an der Türe klopft (DVD 00:20:08–00:21:18).

- Vater: »Ja?« Sein Sohn Frederik und Vincent betreten den Raum, etwas zögerlich, irgendwie unschlussig)
- Frederik: »Essen ist fertig.«
- Vater: »Ja, bin gleich da.« (*ordnet konzentriert Dokumente oder Noten*) Im Hintergrund sieht man Frederik und Vincent, einander zugewandt, Frederik schüttelt den Kopf, man hört ein Flüstern:
- Frederik: ...»vielleicht später?«
- Vater: (*bekommt wohl etwas von dem Getuschel mit*) »Was ist denn?«
- Frederik: »Wir wollten Dir noch was sagen, vor deinem Geburtstag.«
- Vater: (*ungeduldig, ungehalten*) »Ja? – Und? (*beschäftigt sich weiter mit seinen Sortierarbeiten*)
- Frederik: (*zögerlich, stockend*) »Wir werden ein Kind adoptieren ... Und du wirst sein oder ihr Großvater sein.«
- Vater: (*ungläubig*) »Ein Kind?«
- Vincent: »Also – wir wissen noch nicht, ob Junge oder Mädchen – wir haben nächste Woche einen Termin ...«
- Vater: (*nach einer Pause*) »Aha ...« (*räumt seine Unterlagen weg*) »Heißt das denn überhaupt Großvater, wenn ein Kind quasi aus dem Katalog bestellt wird?

Das ist für den Vater also der nächste Schock. Es geht nicht nur um Liebe, es geht auch um Generativität. Zu seinem 70. Geburtstag – ein